

Welche zukünftige Gesellschaft wollen wir uns schaffen?

Es fällt auf, dass die EKD-Orientierungshilfe zu ›*Familie*‹ vielfach eine Auseinandersetzung zum Thema ›*Ehe*‹ zeitigt und – noch deutlicher – zur Frage führt, welche soziologischen und (sozio-)psychologischen Ansätze gegenwärtiger und zukünftiger Gesellschaft hilfreich sind.

Im Blick auf das Thema *Familie* erscheint das *Ehebuch* von Ernst Michel (1889-1964) hilfreich.¹ Ihm liegen zwei Thesen zu Grunde. Sie lauten: „Die Normen der Ehe sind aus dem Sinn der Geschlechtlichkeit zu gewinnen“;² sowie: „Wir haben gezeigt, daß die Ehe als solche selbständig in sich steht und nicht Urform der Familie ist. Doch entsteht von der Ehe *her* Familie und bleibt auf sie polar zugeordnet.“³

Wieso kommt Ernst Michel zu solcher heute wenig oder (in der Orientierungshilfe) überhaupt nicht diskutierten Einstellung der *Unterscheidung* von Ehe und Familie? Er greift zurück auf die Soziologie von Eugen Rosenstock-Huessy,⁴ wie er im Kapitel ›Die Spannung der Geschlechter‹ ausführt. In Kurzform lautet der Ansatz: *Rückbesinnung auf die anthropologischen Konstanten*:⁵

Das Pluszeichen + diene zur Skizzierung des *wirklichen* Menschen. An dessen jeweils waagrechtem Ende steht rechts *Braut*, links *Mutter*, an dem oberen Ende der vertikalen Linie *Mann der Werbung* (Freier) im Gegenüber zum *Mann des Besitzes* (Ehemann).

Die vertikale Linie zeigt beide Male das *Gattungswesen* Mann (und nicht den Vater bzw. Jüngling). Der entscheidende Unterschied ist der, ob der Mann *wirbt* und *erobert* oder *besitzt*, nicht die geschlechtliche Erfahrung.

„Der Mutter aber steht – von der Gattung aus gesehen – als *wirklicher* Gegensatz die Braut gegenüber, sie, die schon Geschlechtswesen, aber noch nicht Mutter ist. Gewiß mag man *seelisch* zwischen Jungfrau und Geliebter unterscheiden. Aber die entscheidende körperliche, wohlgemerkt *körperliche* Veränderung widerfährt dem Weibe nicht dann, wenn sie Geliebte wird. Denn sie bleibt schön.“

¹ Ernst Michel, *Ehe. Eine Anthropologie der Geschlechtsgemeinschaft*, Stuttgart 1948. – Der Soziologe Ernst Michel war Nachfolger des Rechtshistorikers und Soziologen Eugen Rosenstock in der Leitung der ›Akademie der Arbeit‹ in Frankfurt am Main (Zwangsentlassung 1933), später Psychotherapeut.

² Ebd. S. 194; vgl. ebd. S. 68: „Die Betrachtung der persönlichen Liebe, des Eros, hat ergeben, daß sich auf ihr keine echte Geschlechtsgemeinschaft, keine wirkliche Ehe begründen läßt. Diese hat Ursprung und Grundlage in der natürlichen Geschlechtsliebe, die wechselseitig auf das individuelle *Sosein* der Partner gerichtet ist.“

³ Ebd. S. 178; vgl. S.168: „Familie ist somit keine *Entfaltungsform* der Geschlechtsgemeinschaft oder Ehe. In ihr wird vielmehr die naturhafte Mutter–Kind–Gemeinschaft aus ihrer bloßen Gebundenheit in das Geschlechtsverhältnis Weib–Mann kraft der *Vaterschaft* in eine neue, eigenständige Lebensform überführt. Die Mutter–Kind–Beziehung, die als menschliche Naturform durchaus in sich selbständig ist, wird dadurch in einen andersartigen Zusammenhang, eben in den der Familie, hineingenommen und von der Macht der *Vaterschaft* modifiziert. Der männliche Partner ist nunmehr für die Frau nicht mehr nur der Erzeuger, Beschützer und Ernährer ihrer Kinder und in diesem Sinne Vater, sondern Vater ist er kraft der Gemeinschaftsform *Familie*. Diese aber ist durch die Aktualisierung der *Vaterschaft* im Manne begründet; und erst in der Familie hat die *Vaterschaft* ihrerseits ihren urtümlichen Ort und Rang.“

⁴ E. Rosenstock-Huessy, *Die Kräfte der Gemeinschaft* (Soziologie I), Berlin 1925, S. 128ff.; *Neubearbeitung*: Soziologie. Die Übermacht der Räume (Bd. I), Stuttgart (1956) 1968.

⁵ Vgl. E. Michel, *Ehe* (Anm. 1), S. 140f. – E. Rosenstock-Huessy, *vorige Anm.* (1925): S. 133f.; (1956. 1968): S. 132.

Aus Michels Darlegungen ergibt sich, dass seit der industriellen Revolution die Krise der *Familie* zu der der Ehe führte:⁶ „Die Ehe ist aber von der säkularen Familienkrise wesentlich deshalb mitbetroffen, weil die Geschlechtsgemeinschaft in unserm geschichtlichen Raum zu wenig Selbständigkeit gewonnen, ausgebildet und behauptet hatte, zu stark in der geschichtlichen Form der Familie aufgegangen war, in der sie ihren Halt gefunden hatte. So ist also primär nicht die Krise der Ehe an der Krise und Auflösung der Familie schuld, sondern umgekehrt: die Ehe trat in ihre säkulare Krise ein, als sie, ihres traditionellen Familienrückhalts beraubt, sich aus sich selbst bewähren sollte und nun der Ausfall ihrer selbständigen Entfaltungskräfte an den Tag kam. Rückwirkend hat dann dieser zutage tretende Grundmangel seinerseits die Krise der Familie beschleunigt und verstärkt.“

Es muss für die Gesellschaft heute und morgen etwas anderes geben als die bürgerliche Ehe und die dementsprechend konzipierte Familie. Dies bedeutet nicht, dass die monogame Ehe nur noch formale Qualität oder für das Zusammenleben künftig keine *grundlegende* Bedeutung mehr habe oder dass die Sexualität auf die Orientierung ›Mann und Frau‹ aufgegeben werden müsse. Der außerordentlich hohen Erwartungshaltung, welche monogamer Ehe bislang beigemessen wurde, entsprach andererseits eine grundlegende Aufgabe ihres Schutzes. Wenn der Staat (bzw. die EU) das nicht mehr leisten kann, weil er sich an *Statistik* orientiert, so ist das für die christliche Kirche noch lange kein Grund, sich diese Entwicklung als sozialanthropologischen Zwang überstülpen zu lassen. *Drei* Gesichtspunkte mögen dies verdeutlichen:

Schon im Titel spricht die EKD-Studie von *Verlässlichkeit*. Angesichts der Gewalt der *Zeit* und der mehrfachen Stufen des Lebens erscheint es notwendig, für das Sekundenwesen Mensch auf diesem so gefährdeten Gebiet von Eros-Liebe oder anima-Besessenheit zur *personalen* Entfaltung der Geschlechtsliebe zu gelangen.⁷ „Eheliche Treue ist ein aus der Herzmitte lebendes Grundverhältnis zur konkreten Geschlechtsgemeinschaft, zu ihren Lebens- und Entfaltungsbedingungen.“⁸

Daraus folgt zweitens die Ablehnung des in der Orientierungshilfe unproblematisierten *Ehevertrags*.⁹ „Was kann und darf also ein Ehegelöbnis beim Eingehen einer Ehe, die *auf Vertrag begründet* ist, sein und bedeuten? Nichts anderes als ein Zuverlässigkeitsversprechen, das sich zwar, unter allem Vorbehalt menschlicher Begrenztheit, auf künftige Leistungen und Handlungen erstreckt, aber nicht die wirkliche Hingabe der Person meint

⁶ E. Michel, *Ehe* (Anm. 1), S. 161f. (aus Kap. 6: „Ehe und Familie“).

⁷ Ebd. S. 74. Für E. Michel schließt sich konsequent daraus an: „Ihre Fülle und Stetigkeit gewinnt die geschlechtliche Liebe erst auf dem tragenden Grund des Glaubens“, in der *„Bewährung des Glaubens dem Andern gegenüber, der mir in der Geschlechtsbegegnung zugesprochen ist; und zwar Bewährung in der Ordnung der Geschlechtsgemeinschaft, nicht nur anlässlich ihrer.“*

⁸ Ebd. S. 136.

und fordert. Erst wenn der ganze Mensch von der Gemeinschaft ergriffen ist und sein freiwilliges personales Ja dazu gegeben hat, gewinnt die Treue ihren Ursprungsort und Lebensgrund: erst jetzt wird sie zu einem sinnvollen Auftrag an die Partner.“

Schließlich soll auch die Stimme des *Dichters* zu Gehör gebracht werden. Welche *Gesellschaft* wollen wir? In Rilkes ›Briefe an einen jungen Dichter‹ wird uns — was gegenwärtige universitäre Wissenschaft nicht ansagen kann — eine großartige *Wandlung* vor Augen gestellt, und wir werden ermutigt, sie mit allen Kräften zu fördern:¹⁰ „Das Mädchen und die Frau, in ihrer neuen, eigenen Entfaltung, werden nur vorübergehend Nachahmer männlicher Unart und Art und Wiederholer männlicher Berufe sein. Nach der Unsicherheit solcher Übergänge wird sich zeigen, daß die Frauen durch die Fülle und den Wechsel jener (oft lächerlichen) Verkleidungen nur gegangen sind, um ihr eigenstes Wesen von den entstellenden Einflüssen des anderen Geschlechts zu reinigen. Die Frauen, in denen unmittelbarer, fruchtbarer und vertrauensvoller das Leben verweilt und wohnt, müssen ja im Grunde reifere Menschen geworden sein, menschlichere Menschen als der leichte, durch die Schwere keiner leiblichen Frucht unter die Oberfläche des Lebens herabgezogene Mann, der, dünkelt und hastig, unterschätzt, was er zu lieben meint. Dieses in Schmerzen und Erniedrigungen ausgetragene Menschentum der Frau wird dann, wenn sie die Konvention der Nur-Weiblichkeit in den Verwandlungen ihres äußeren Standes abgestreift haben wird, zutage treten, und die Männer, die es heute noch nicht kommen fühlen, werden davon überrascht und geschlagen werden. Eines Tages [...] wird das Mädchen da sein und die Frau, deren Name nicht mehr nur einen Gegensatz zum Männlichen bedeuten wird, sondern etwas für sich, etwas, wobei man keine Ergänzung und Grenze denkt, nur an Leben und Dasein —: der weibliche Mensch.

Dieser Fortschritt wird das Liebe-Erleben, das jetzt voll Irrung ist (sehr gegen den Willen der überholten Männer zunächst), verwandeln, von Grund aus verändern, zu einer Beziehung umbilden, die von Mensch zu Mensch gemeint ist, nicht mehr von Mann zu Weib. Und diese menschlichere Liebe (die unendlich rücksichtsvoll und leise, und gut und klar in Binden und Lösen sich vollziehen wird) wird jener ähneln, die wir ringend und mühsam vorbereiten, der Liebe, die darin besteht, daß zwei Einsamkeiten einander schützen, grenzen und grüßen“. —

Unsere Informations- und Wissensgesellschaft, die mit dem Kopf bzw. mit einer Gerechtigkeitstheorie — und im Blick auf ausdifferenzierende Gesellschaft ggf. nur mit Hilfe von Statistik — das Leben, auch Ehe und Familie zu meistern versucht, benötigt dringend eine *christliche* Ehe- und Familienlehre, die den erwähnten anthropologischen

⁹ Ebd. S. 122. — *Anders*: EKD-Studie S. 68, Abs. 53.

¹⁰ Brief v. 14. Mai 1904 (Insel-Bücherei Nr. 406, S. 38f.); zitiert bei E. Michel [Anm. 1], S. 71.

Konstanten entspricht. Eine Entthronung der Ehe, ihr nur noch Beziehungsqualität zuzuordnen,¹¹ wäre ein fataler ›Modernisierungsschub‹.

Vor etwa 80 Jahren hat Leo Weismantel versucht, die „soziale Struktur des industriellen Raums“ neu wahrzunehmen.¹² Denn seine „wissenschaftlichen Untersuchungen [...] stehen in einem ganz eindeutigen Gegensatz zu dem, was unter ›Industriepädagogik‹ heute in der wissenschaftlichen Literatur beschrieben wird.“

In seiner Ergebnisdarstellung führt er aus, „daß die zahlreichen *psychologischen Arbeiten*, die heute auf diesem Gebiet der *Milieukunde des Proletariats* gemacht werden, was ja etwas ganz anderes ist als Industriepädagogik, wohl als *unerläßlich* anzusehen sind, daß aber diese Forschungen, vor allem, wenn sie sich vorwiegend auf Statistik stützen, vielfach überschätzt werden. Die Dinge, die auf dem Gebiet der Industriepädagogik am schwierigsten zu erfassen sind, sind Dinge jenseits der Psychologie und jenseits einer bloß zählenden Statistik.“

In seinem Schlussabsatz wiederholt er, er habe seine Forschungen unternommen um „klar nachzuweisen, daß psychologische Milieuforschung unter der Arbeiterschaft, wie sie heute vielfach betrieben wird, nur eine *Voraussetzung* der Industriepädagogik ist, mit ihrem Wesen selbst aber nichts zu tun hat. Industriepädagogik ist erst dort gegeben, *wo wir gestaltend* in ein Schicksal eingreifen, das durch den die Maschine erfindenden Menschen über die gesamte Menschheit hereingebrochen ist und täglich neu hereinbricht. Dabei gilt es nicht lediglich die Gefahr abzuwehren, die Schäden zu heilen, die durch diesen Vorgang unter den Menschen angestellt werden, sondern es gilt positiv neue Kräfte, die im Menschen sind und die bisher nicht in Wirksamkeit getreten sind, aufzufinden und durch ihre Einschaltung die Schaffung einer neuen Persönlichkeit, eines neuen geistigen Gesichts für den Menschen des Industriezeitalters zu schaffen.“

Indem wir uns auf Michels, Rilkes und Weismantels Spuren begeben, wird sich herausgestalten, was Familie sein soll, will und kann.

Bearbeitungsstand: 1. Januar 2014.

¹¹ Vgl. bes. EKD-Studie S. 68, Abschn. 52. Auf die Problematik, die hinter diesen Ausführungen liegt, kann hier nicht näher eingegangen werden; ein Blick auf das Literaturverzeichnis zeigt Engführung und Tendenz.

¹² Leo Weismantel, Die soziale Struktur des industriellen Raums. Ein Arbeitsbericht, *in*: Sozialrechtliches Jahrbuch 3 (1932), S. 121-128 (Zitate S. 122. 127. 128).